Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 108. Mittwoch, 20. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(26. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Plötzlich fühlte Helga ihr Herz schneller schlagen, ohne zu wissen, warum. Und ein leise verhaltener Zorn glühte in ihren Adern auf. Zorn gegen die Mexikanerin, die da offensichtlich mit Reinhold Buchenau flirtete, die ihm in einer Weise ihr Wohlgefallen an seiner eleganten, schlanken Figur, an seinem smarten, männlichschönen Gesicht verriet, daß er blind hätte sein müssen, um es nicht zu merken. Wie kam diese Dame dazu, sich so mit einem Manne abzugeben, von dem ihr doch bekannt sein mußte, daß er zum Hotelpersonal gehörte?

Ganz deutlich spürte Helga den Wunsch, er möchte doch einmal zu ihr herübersehen, daß sie ihm einen Wink geben könnte . . . aber er hatte nur Augen für die schöne, temperamentsprühende, lachende Frau vor sich, diese Frau mit dem Gesicht, dessen Haut wie edles Wachs schimmerte, dessen Lippen im aufreizenden, üppigen Rot verlockend zu ihm aufblühten.

Ein Schmerz war in Helga Wendhus. Ganz leise, aber deutlich fühlbar. Der letzte Rest von Frohsinn versank mit einem Male in ihr . . . sie drehte sich um und schlich in den anderen, anschließenden Saal. Maßlos traurig, niedergeschlagen, ohne doch sagen zu können, woher es kam.

Reinhold Buchenau hatte Helga Wendhus wirklich nicht gesehen. Das mit der Mexikanerin geführte Gespräch nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Eben legte sie ihre wundervoll geformte, peinlich gepflegte Hand, der ein frischer Duft von Kölnisch Wasser entströmte, auf seinen Arm und blickte zu ihm auf. Wieder mit diesem jähen, heimlich-offenen Aufblitzen in der Iris, das einem Manne, wenn er in Frauenaugen zu lesen verstand, so viel verriet.

„So . . . „nur" Chauffeur sind Sie im Imperial-Hotel?" sagte sie lachend, und in ihrer Stimme war dasselbe lockende, süße Girren wie in ihren Augen. „Dann suchen Sie also nun auch eine neue Stellung, nachdem das Hotel aufgelöst wird?"

„Allerdings, gnädige Frau . ."

„Wissen Sie, daß sich das ganz wunderbar trifft? Ich habe nämlich einen herrlichen Wagen, für den ich schon lange einen geeigneten, zuverlässigen, mir genehmen Chauffeur suche. Bisher machte sich mein Bruder ein Vergnügen daraus, ihn zu lenken. Nun die Gelegenheit so günstig ist, möchte ich sie nicht vorübergehen lassen. Hätten Sie Lust, die Stellung zu übernehmen?"

In diesem Augenblick bemerkte Reinhold nicht das Flimmern in der Tiefe der schwarzen Augen, das zu ihm hinzitterte, hinfieberte fast. In ihm war nur ein Aufjubeln über die günstige Aussicht, die sich ihm da bot. Von morgen an wäre er stellungslos gewesen, hätte wieder dieses entnervende, endlose Suchen anfangen müssen . . . hier fiel ihm das Glück gewissermaßen in den Schoß, ohne daß er sich darum bemüht hatte!

„Ich würde mich sehr freuen, gnädige Frau . . ."

Sie griff nach einem winzigen Goldtäschchen auf dem Tisch und gab ihm eine Karte. „Baronin v. Oppermann" las er flüchtig, sie mit einer dankenden Verbeugung einsteckend.

„Dann erwarte ich Sie . . . sagen wir . . . . übermorgen nachmittag um fünf Uhr in meiner Villa! Dort können wir alles weitere besprechen, nicht?"

Sie gab ihm mit einem reizenden Lächeln die Hand, die er an seine Lippen zu ziehen wagte.

Schnell schritt er davon. Suchte Helga Wendhus, um ihr die glückliche Wendung mitzuteilen. Aber so sehr er sich auch umblickte . . . er konnte sie nirgends entdecken. Sie war verschwunden . . .

25.

Eine leise Mattigkeit lag noch in Helgas Gliedern, als sie am nächsten Morgen erwachte. Die Nacht war sehr anstrengend gewesen — gegen 4 Uhr erst war sie nach Hause gekommen mit heftigen Kopfschmerzen, müde, zerschlagen.

Nur ungefähr hatte sie erfaßt, was Reinhold Buchenau ihr da noch im Hotel erzählt hatte, als sie sich eine Stunde nach seiner Unterredung mit der Baronin v. Oppermann trafen. Von einer Stellung als Chauffeur, die er in Aussicht hatte . . . bei jener mexikanischen Dame, deren Blicke ihn umgarnend angeblitzt hatten.

Sie empfand keine Freude darüber. Eher ein dumpfes abwehrendes Gefühl, dem sie aber nicht Ausdruck geben konnte. Er führte ihr Schweigen auf Übermüdung zurück.

Nun saßen sie am Kaffeetisch gegenüber. Sie waren — später aufgestanden — allein. Frau Apelt hantierte in ihrem ehelichen Schlafzimmer.

Außer einem ungewohnt kurzen Morgengruß hatte Helga noch nichts gesprochen. Er sah sie mehrmals besorgt an. Sie wich seinem Blick aus. Gesucht unbefangen, aber gerade darum doppelt auffällig.

„Was ist Ihnen, Fräulein Helga?" fragte er endlich.

„Nichts!"

„Habe ich Ihnen irgend etwas getan, daß Sie mir heute kein Wort gönnen?"

„Nein!"

Er wußte nicht, wie er sich ihr eigenartiges Verhalten deuten sollte. Launisch? In all den Monaten ihres Sichkennens hatte er nie etwas davon an ihr bemerkt. Oder war sie traurig gestimmt, weil sie nun wieder stellungslos war?

Dazu lag doch keine unmittelbare Veranlassung vor. Alle Angestellten des Hotels hatten als Abschiedsgratifikation ein ganzes Monatsgehalt bekommen, so daß man sich im Februar noch keine Sorgen zu machen brauchte. Und da er ja bereits eine neue, sicher gutbezahlte Stellung in Aussicht hatte, würde er natürlich seine Lebensretterin nicht im Stich lassen.

„Sie gefallen mir heute gar nicht, Fräulein Helga! Freuen Sie sich denn nicht ein bissel darüber, daß mir eine lange Arbeitslosigkeit erspart bleibt?"

Nun blickte sie zu ihm hin. Er sah eine schmale Falte zwischen ihren Brauen.

„Ich wünsche Ihnen alles Gute . . . aber freuen tut's mich nicht!" zwang es sich nicht leicht von ihren Lippen.

Erstaunt beugte er sich vor.

„Nanu, Fräulein Helga, warum denn nicht?"

„Die . . . die Frau gefällt mir nicht!"

„Kennen Sie sie denn?"

„Ich habe Sie nur einen Augenblick gesehen, als Sie mit ihr sprachen . . . die Mexikanerin . ."

„Nun, im Leben ist sie es natürlich nicht! Sagte ich Ihnen nicht gestern abend den Namen? Sie gehört einem bekannten Adelsgeschlecht an. Sehen Sie, hier ist ihre Karte . . ."

Er holte die Visitenkarte aus der oberen Westentasche und schob sie ihr hinüber. Mehr mechanisch nahm sie sie und warf einen Blick darauf.

Da geschah etwas Unerwartetes. Plötzlich trat ein Ausdruck furchtbaren Erschreckens in Helgas Gesicht, sie starrte die Karte an, als offenbare die ihr etwas Unfaßliches, Entsetzliches. Ihre Hand fuhr erschrocken hoch zum Munde und sank wieder herab. Beängstigende Blässe überzog ihre Wangen.

Einen Augenblick schien es, als wolle sie sprechen. Aber kein Laut entrang sich ihren Lippen.

Reinhold Buchenau stand hastig auf und tat einen Schritt auf sie zu. Ihr Aussehen ließ die Befürchtung in ihm aufsteigen, sie könne jede Sekunde ohnmächtig umsinken.

„Um Gotteswillen, was haben Sie denn, Fräulein Helga?"

Ehe er sie erreicht hatte, sprang sie mit bebenden Knien auf und flüchtete in ihr Zimmer.

Fassungslos sah er ihr nach. Was hatte das zu bedeuten? Er nahm die Karte und warf kopfschüttelnd einen Blick darauf. Daran war doch nichts, was sie so in Entsetzen peitschen könnte! Eine ganz gewöhnliche Karte . . . nur mit Namen und Adresse.

Ihre Worte fielen ihm ein. Ihre Abneigung gegen diese Baronin, die sie doch nicht kannte. Daß sie ihn gesehen im Gespräch mit ihr.

Nachdenklich blickte er zur Türe, hinter der sie verschwunden war.

Und auf einmal glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Ein für Sekunden ganz glückhaftes Lächeln. Sollte . . . sollte sie etwa — eifersüchtig sein auf diese Frau, die ihn mit so eigentümlich glänzenden, lockenden Augen angeschaut hatte?

Versank. Unsinn . . . nein! Man traf manchmal Menschen, die einem auf den ersten Blick unsympathisch waren, deshalb brauchte nicht gleich etwas . . . etwas . . . Unwahrscheinliches der Grund zu sein. Und ihr Erschrecken, die Starre ihrer Augen, als sie auf die Karte sah . . . es mußte etwas anderes sein.

Langsam setzte er sich und grübelte. Und fand es nicht. Am liebsten wäre er zu ihr hinübergegangen, um sie zu fragen, wenn er es gewagt hätte. Aber ihr Hinauslaufen war ja ein Zeichen, daß sie allein sein wollte.

Vielleicht auch nur war es eine plötzlich auftretende Reaktion der gestrigen Anstrengung . . . Sie würde es ihm schon sagen, wenn sie sich erst beruhigt hatte. Sie sagte ihm ja alles.

Mit einem leisen Seufzer ließ er die Karte in seine Tasche gleiten . . . .

26.

Mit ineinanderverschränkten Händen hockte Helga Wendhus auf dem Rand des Bettes und sah vor sich hin. Sprang dann wieder auf und lief aufgeregt hin und her. Suchte vergebens die Lösung eines Rätsels, das da mit einem Male vor ihr aufgetaucht war.

Was ging hinter ihrem Rücken vor? Wer war diese Baronin . . . die . . .? Ein Irrtum war doch beinahe gar nicht möglich! Wenn man einem Menschen seine Karte gab mit der Bitte, einen aufzusuchen, so gab man doch seine richtige Adresse an!

Die Adresse aber, die auf der Visitenkarte stand, war nicht die der Baronin Oppermann, war die Adresse von — Helga Wendhus!

Grunewald, Trabener Straße 49! Diese Nummer trug ihre eigene Villa . . . und die stand doch jetzt leer, da wohnte doch jetzt niemand weiter als der alte Hausverwalter Müller und seine Frau?

Oder war Müller etwa so leichtsinnig gewesen, die Villa, da er wußte, daß sie erst in einem Jahre zurückkehren würde, zu vermieten, um sich dadurch einen angenehmen Nebenverdienst zu verschaffen? Sie konnte es sich nicht denken . . . das Ehepaar stand über zwanzig Jahre im Dienste des Hauses Wendhus und galt ihr bisher immer als absolut zuverlässig und streng ehrlich.

Irgend etwas war da nicht in Ordnung. Das sagte ihr Gefühl. Einen Moment dachte sie daran, Justizrat Heckel in Kenntnis zu setzen und ihn zu bitten, sich einmal um die Angelegenheit zu kümmern. Verwarf es wieder. Beschloß, an Herta Bauer zu schreiben. Die war, wenn es galt, sehr energisch und brachte die Sache ins Reine.

Aber nein . . . warum das? Warum fuhr sie unter diesen Umständen nicht selber nach Grunewald und sah nach dem Rechten? Wenn sich diese Baronin Oppermann wirklich in ihrer Villa festgesetzt hatte, dann konnte eigentlich nur sie selbst da Ordnung schaffen, ohne andere zu bemühen!

So erwies sie vielleicht auch gleichzeitig Reinhold Buchenau einen Dienst. Sie zog den Mantel an und nahm den kleinen Hut.

Als sie wieder das Nebenzimmer betrat, sah sie Buchenau am Fenster stehen und auf die Straße starren. Hastig wandte er sich um und machte ein erstauntes Gesicht, als er sie ausgangsfertig vor sich sah.

Sie reichte ihm die Hand.

„Seien Sie mir nicht böse, Reinhold, daß ich vorhin so unnett war . . . ich fühlte mich nicht recht auf dem Damm."

„Darf ich fragen, was Sie vorhaben, Fräulein Helga?" nahm er das Wort, und sie hörte leise Besorgnis in seiner Stimme, die ihr wohl tat.

„Ich will ein bissel spazieren gehen, vielleicht verliere ich dann meinen Kopfschmerz."

„Es ist sehr kalt draußen!"

„Ich habe ja den Pelz, der warm hält!" lächelte sie.

Ein eisiger Windhauch schlug ihr entgegen, als sie die Straße betrat. Es war wirklich eine fast polarische Kälte in diesen Tagen, die den Flausch des Mantels durchdrang und sich mit hartem Sirren in die Haut fraß. Fröstelnd stülpte sie den Pelzkragen hoch, daß ihr Gesicht sich fast darin vergrub.

Eine halbe Stunde später war sie im Grunewald. Schritt schnell die Trabener Straße hinunter und stand dann vor ihrem Hause. Nichts von außen verriet eine Veränderung. Alles war noch genau so wie vor acht Monaten, als sie es verließ.

Dem Eingang sich zuwendend, bemerkte sie ein Schild, das früher nicht dagewesen war. „v. Oppermann" las sie. Genau an derselben Stelle, wo vorher ein kleines unauffälliges Metallschild den Namen „Wendhus" getragen hatte

Empörung schoß in ihr hoch. Das war denn doch der Gipfel der Frechheit. Da nisteten sich während ihrer Abwesenheit fremde Menschen in ihrem Heim ein und taten ganz so, als gehöre das Haus ihnen. Fühlte sich die Baronin so sicher in ihrer unrechtmäßigen Wohnung, daß sie unverfroren genug war, ihren Namen auch noch groß und breit hier draußen anzubringen? Mußte ihr das nicht selbst gefährlich erschienen sein? Jeder in der Straße wußte, wem das Haus gehörte . . . und wenn auch niemand von ihren näheren Bekannten in der Nähe wohnte . . . die Möglichkeit, daß einer es, zufällig vorübergehend, sah, war doch gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Tier und Mensch.

Von Wilhelm Bölsche.

Es wäre keine uninteressante Aufgabe, zu schildern, wie bedeutende Menschen der Weltgeschichte sich zum Tier gestellt haben. Der große Schwabe Vischer hat einmal gesagt, der zweite Teil „Faust" wäre besser geworden, wenn der Altmeister einen Hund gehabt hätte. Abgesehen davon, daß Fausts Pudel eigentlich der populärste Hund der ganzen Menschheit geworden ist, macht sich hier in Wahrheit doch höchstens die tragische Isolierung etwas geltend, die gerade stärkste Künstlernaturen auch von den eigenen Mitmenschen oft fernhält. Um so wertvoller ist mir dagegen immer die Tatsache erschienen, daß Darwin sein Leben lang ein ganz ausgesprochener Tierfreund auch mit dem Herzen war. Es ist überliefert, daß er einmal um ein Haar das Ende ebenjenes Vischers Helden „Auch einer" gefunden hätte: von einem rohen Fuhrknecht ermordet zu werden, den er wegen Pferdeschinderei vom Bock geworfen hatte. Gerade Darwin steht noch heute bei vielen im Ruf, den Geistesmenschen zum Vieh erniedrigt zu haben; in Wahrheit hat das Gemüt des alten Forschers an seiner berühmtesten Lehre entscheidendsten Anteil gehabt. Es schien ihm durchaus nicht als herabsetzend, in dem Hunde, den er liebte, selber auch nur eine Art verzauberten Menschen zu sehen. Und oft zitiert ist sein Ausspruch, daß er lieber von einem gewissen ängstlichen Äffchen herstammen wolle, das doch in der Not seinen Wärter im Zoo heroisch verteidigte, als von so manchem abscheulichen Menschencharakter

Die impulsive, nicht deutelnde, sondern sich einfach hingebende Liebe zum Tier ist seit Jahrhunderten eine der schönsten Blüten unserer Kultur. Man hat, wie vom allgemeinen Naturgefühl, auch von ihr öfter spintisiert, sie gehöre nur dem obersten, höchstverfeinerten Menschen an, es ist aber hier wie dort nicht korrekt. Wenn man heute mit Recht einen Menschen, der sie nicht besitzt, roh nennt, so hat es diese Sorte persönlicher Roheit eben zu allen Zeiten nebenher gegeben, wie es Räuber und Diebe gegeben hat. Im Prinzip hat aber die Tierliebe nie etwas mit Kulturhöhe an sich zu tun gehabt; sie ist offenbar eine Ureigenschaft gewesen, wie sie es noch heute oft gerade der schlichte, aber gute Mensch ist, der sie stärker besitzen kann als der hochverfeinerte Intellektuelle. Wo Tierfreundschaft herrscht, ist man stets der eigentlichen unverdorbenen Volksseele näher und damit auch der ursprünglichen Menschheitsseele. Bei den verschiedensten „wilden" Naturvölkern findet man ein Zusammenleben mit allem möglichen Tiervolk wie etwas Selbstverständliches. Junge Tiere werden wie Kinder und neben den eigenen Kindern aufgezogen, und was überhaupt an Gemüt da ist, gilt ohne Skrupel auch beim Tier. Nie wäre der Mensch zu dauernden Haustieren, wie Hund oder Pferd, gekommen, wenn nicht diese Gemütssymbiose von Anfang an bestanden hätte. Nur indem er das Tier intuitiv „menschlich nahm", hat er es in dieser Weise wirklich „vermenschlichen" können. Gerade diese Tatsache des Herangewöhnens von Haustieren auf bestimmter uralter Kulturstufe, die sich später nie mehr wiederholt hat, gibt aber auch den Beweis dafür, daß damals jenes Verhältnis noch weit inniger gewesen sein muß als später. Um mich etwas biblisch-symbolisch auszudrücken: der Mensch hat sich lange in diesem Sinne noch viel mehr im Paradiese gefühlt und ist erst später immer mehr daraus vereinsamt. Es ist vielleicht kein übler Gedanke, daß jeder, der seinen Hund liebt, noch stärker im Paradiese lebt, wobei naheliegt, daß er dieses Paradiesische auch wieder stärker zwischen Mensch und Mensch durchzusetzen geneigt sein wird.

Wenn auch nicht mehr ganz so stark fortreißend, lebt doch auch in uns ein deutlicher Teil noch jener Paradiesneigung weiter. Gerade jene wachsende Vereinsamung des Kulturmenschen hat auf höherer Stufe wieder mehr bewußt zum Tier zurückgetrieben. Im harten Menschenreich unbefriedigte heiße Liebe hat sich erneut gewissermaßen ein Bett gegraben in dieses weitere Naturleben hinein. Höher sehend, feiner empfindend, ist nach Jahrtausenden der Mensch erneut zum Tier zurückgekehrt als eine unendlichen Glücksquelle. Denken wir nur an die edle Saat des Tierschutzes, die in unserem Sinne wohl wirklich eine moderne Erscheinung ist, und die Hand in Hand, ja oft wirklich pionierhaft voraneilend hochgekommen ist mit dem gesteigerten Menschenschutz. Der Inder war in jenem religiösen Ahnen schon einmal zu dem Gebot gekommen, kein Tier zu töten; wir haben (in dem vielleicht noch tieferen Gedanken, daß der Tod eigentlich kein Übel sei, wohl aber das fremd zugefügte Leid) in unsere Zivilisation aufgenommen, kein Tier zu quälen. Es ist wieder ein erhebender Gedanke, daß die christliche Idee, als sie die Liebe zum Nächsten proklamierte, innerlich auch das Tier einschloß und die Liebe zu ihm auf eine nochmals höhere Stufe rückte — mit einem tiefsten Glauben, daß auch in ihm noch etwas von diesem Nächsten sei. Doch das berührt zugleich schon jene zweite, mehr weltanschauliche Richtung bei uns.

Betrachten wir jene alte Achtung vor dem Heiligen und Dämonischen im Tier, so könnte man geneigt sein, hierzu tatsächlich jetzt auch den darwinistischen Gedanken bei uns heranzuziehen. Darwins Grundidee hat sich in gewissem Sinne zweifellos heute bei uns durchgesetzt. Wir können auch ihr ja einen freieren Hauch geben, als er Darwin selbst noch umwitterte. Der Mensch braucht uns nun nicht bloß ein belangloses Zufallszweiglein am Stammbaum zu sein. Auch entwicklungsgeschichtlich darf man in ihm die Krone und Zusammenfassung allen irdischen Lebens, die höhere kosmische Stufe des Lebens selbst sehen. Während sich andererseits sein natürliches Werden aus diesem tieferen Leben empor mit immer neuen Geheimnissen umgeben mag als eine Erscheinung dieses immer neu rätselhaften Lebens und des ganzen Aufstiegs von Nacht zu Licht im All. Nur ein Narr kann bestreiten, daß auch all diese „darwinistischen Werte", so schön und unwiderleglich sie nach der einen Seite sein mögen, doch, ganz wie jene alten religiösen, zum großen Teil auch für uns erst wieder angenäherte Symbolwerte sind, in die sich für unsere Generation das nochmals Tiefere verkleiden muß. Erst recht gerade, weil wir heute auf wissenschaftlichen Wegen an diese Dinge heranwollen. Denn alle Wissenschaft unterliegt nach ihrem Wesen selber dem Entwicklungsgesetz und kann auf ihrer Station nur Ahnungen, aber keine Dogmen geben. Wie aber kommt es, daß heute so vielfach der Gedanke verbreitet ist, die große Abstammungsidee habe nicht nur den Menschen degradiert, sondern in der Hand des kalten Naturforschers zuletzt auch als Tier so herabgedrückt, daß eigentlich jene rührende Tierliebe nur noch im Blauen ohne Untergrund arbeite und sozusagen ihr Objekt verloren habe?

Der Grund scheint mir sehr einfach, wenn ihn auch gerade der Naturforscher, der kein Darwin ist, heute nicht immer gern zugibt. Eine gewisse Betrachtungsweise hat das Verhältnis von Tier und Mensch gerade darwinistisch eine Weile so auslegen zu müssen geglaubt, daß das Tier noch eine reine Maschine sei. Manches schien das ja zu empfehlen. Man wollte doch auch die Unterschiede von Tier und Mensch in Instinkt und Intellekt mit Recht einigermaßen herausarbeiten. Wollte das absolut Höhere und absolut Tiefere trotz der Entwicklung nicht vermischen. Ganz allgemein erschien eine rein maschinenmäßige Wertung bequemer für die Forschungsmethode. Und so fort. Ein altes Dogma über die „Tiermaschine" im Gegensatz zur „Menschenseele" aus den Tagen des Cartesius kam noch hinzu. An sich wäre auch das alles noch nicht so schlimm gewesen, aber die letzte Übertreibung machte es dazu. Eine gewisse Tierpsychologie erhob die zunächst nur versuchsweise konstruierte Hilfsidee zum zentralen Dogma. Man konnte lesen, daß wir kein Mittel hätten, wirklich festzustellen, ob ein Hund sich jemals innerlich freuen oder, geprügelt, Schmerz empfinden könne und nicht bloß bald so, bald so auf äußere Stöße maschinenhaft quieke wie ein totes Rad. Mindestens konnte man in hochangesehenen Werken als geradezu lächerlich bezeichnet sehen, etwa einem Wurm noch „Empfindung" zuzuschreiben. Es liegt auf der Hand, daß es nicht mehr möglich schien, mit solchen Prinzipien Tierliebe und Tierschutz ernstlich aufrechtzuerhalten.

Es ist glücklicherweise der richtig aufgefaßte Darwinismus selbst, der hier wieder den Zauberkreis bricht. Darwin lehrt uns, daß der Mensch vermutlich doch irgendwie mit dem Tier „urheberrechtlich" verknüpft sei. Nun ist der Mensch selbst aber keine Maschine, sondern auch ein Geisteswesen. Ausdrücklich hat er ja das Wort Maschine erfunden, um ein Nichtgeistiges in seinen Werkzeugen seinem eigenen echten Wesen gegenüberzusetzen. Das Geistige ist aber selbst weder Maschine, noch kann es je aus einer Maschine entstehen. Wenn der Mensch mit dem Tier zusammenhängt, muß auch dieses Tier geistige Qualitäten haben. Man mag Einzelheiten unterscheiden: das Prinzip muß aufrecht bleiben, sonst kann die ganze Darwinsche Idee überhaupt nie zustande kommen. Schließt man aber von hier, so wird man sehr bald auch merken, was für ein erheiternder Unsinn in jenem bloß maschinenhaft aufquiekenden oder schwanzwedelnden Hunde lag. Solange aber eine genaue Analyse einstweilen noch mit keinen Mitteln gegeben werden kann, wird man der Intuition allgemein noch den Vorrang lassen müssen, die sogar viel Geistiges und uns Analoges, wenn auch nicht so sehr im Intelligenz-, so doch im reinen Gefühlssinn, auch im Tier annimmt unter gleichzeitiger Anerkennung großer Rätsel. Damit vollzieht sich aber auch für uns wieder die alte Synthese ganz. Impulsive Liebe zum Tier und Anerkennung von etwas nach wie vor undurchdringlich Dämonischem in ihm, das auf alle Fälle irgendwie auch ein geistiges sein muß.

Frühling auf dem Hochmoor.

Von Leon Freiherr v. Campenhausen.

Irgendwo in dem unfaßbar komplizierten Zellenstaat des menschlichen Körpers steckt eine Weckuhr. Das ist gewiß. Man braucht sie nicht aufzuziehen, noch zu stellen. Man nimmt sich beim Einschlafen vor: Punkt halb eins. Und man erwacht. Ich fahre aus dem Schlaf, entzünde die Kerze. Es ist zwölf ein halb.

Um ein Uhr besteige ich die Bretidroschke. Daß man die in Deutschland nicht kennt! Es gibt nichts Besseres. Ein langes, federndes Brett auf vier Rädern. Unter dem Brett läuft ein Lederriemen, der auch bei stärksten Stößen das Brechen des Brettes verhindert. Tiefer, rechts und links, je ein schmales Brett für die Füße.

Ich steige auf, setze mich rittlings auf das Lederpolster, das auf das Brett geschnallt ist. „Vorwärts, Mascha."

Zwanzig Jahre ist die kleine, braune Stute alt. Sie hat ihre Erfahrungen. Wenn sie in der Frühlingsnacht an die Brettdroschke gespannt wird, weiß sie, wohin es geht. Man braucht auf den Weg nicht zu achten. Man kann daran denken, wie schön es gestern war, und wie schön es heute sein wird. Acht Kilometer durch Dick und Dünn. Leichter Nachtfrost hat eine dünne Kruste über den Schlamm gebreitet, durch den Mascha eifrig einherstampft. Der Weg wird trockener, sie fällt in Trab.

Am nordischen Sternhimmel blitzt und flimmert, leuchtet und glüht es.

Der große Birkenwald wird durchquert. Die riesigen weißen Stämme mit den mächtigen Kronen stehen gespenstisch im silbernen Sternschein. Schwarz und drohend ragt ein ungeheurer Espenstamm. Hier verlasse ich den Weg. Mascha rutscht in den Graben und klettert heraus. Hopp, die Bretidroschke wippt, springt aus dem Graben und rollt weiter. Über Acker, Wiesen und Weiden, durch Wälder, durch schlammige Löcher, über Stock und Stein.

Halt. Eine Kiefer steht einsam am Rande des riesigen Hochmoors. Mascha reibt ihre Nase an der borkigen Rinde. Sie kennt den Platz. Ich binde sie an, breite eine Schaffelldecke auf ihren Rücken und schleiche in das Dunkel der Nacht. Tief zum Boden bück ich mich und sehe einen schwarzen Haufen vom Himmel sich abheben.

Er ist es. Der Birkhahnschirm. Ich eile hin, schlüpfe hinein und setze mich auf das Heidekraut, das ich auf seinen Boden gebreitet habe. Ich habe noch viele Schirme in dem weiten Gebiet, alle selbst gebaut. Erlenstangen geben das Gerüst, Fichtenäste die Verkleidung.

Noch ist es Nacht. Ein Waldkauz ruft. Irgendwo in der Ferne bellt ein Hund. Ein Stern blitzt zwischen den Ästen in den Schirm herein. Da rauscht es hoch oben durch das Dunkel dahin. Als brandeten schäumende Wogen gegen sandigen Meeresstrand. Weiter, unaufhaltsam weiter ziehen Zugvögel dem Norden zu. Dort der Stern, eben funkelte er noch in goldigem Schimmer, jetzt schrumpft er, verblaßt. Und hier und hier, es ist, als glitten die Sterne zurück in das unendliche All. Ihr silbernes Licht ermattet, verlöscht.

Von Osten her weht weißlicher Schein über den blauschwarzen Himmel. Eine Lerche erhebt sich, noch eine. Leise, zaghaft beginnt ihr Triller.

Einen Augenblick später rauscht es heran. Hier und dort und dort. Und wieder rauscht es vom Hochmoor her, wieder und wieder. Sie kommen, sie kommen! Von überall her. Sie fallen ein. Rings um den Schirm. Hier drei, dort fünf, dort zwei, dort sieben. Und dort abseits einer. Sie sind alle da.

Totenstille. Nicht eine Feder rührt sich. Da klingt es leise, fragend: „Tch — ch"? „Tschuhui!" zischt ein anderer. Und wieder einer, und noch einer. Sie zischen, springen hoch, zischen wieder. Einer beginnt zu kullern. Dort noch ein zweiter.

Das fahle Licht vom Osten zieht weiter, dehnt sich über den Himmel, senkt sich zur Erde. Milchige Dämmerung breitet sich über dünne Nebelschleier, die leise über den Boden ziehen. Sie balzen. Es kocht und brodelt. Die Luft ist erfüllt vom Rodeln der Hähne.

Jetzt sieht man sie deutlich. Ein altes und doch stets neues, herrliches Bild. Ein Bild, das man nicht vergißt, weil man es mit seiner Seele gesehen hat. „Kö, kö, arr —" dort kämpfen zwei. Dort balzt einer, zwei Schritte vom Schirm entfernt. Der Hals gesenkt. Weiß leuchtet der Stoß zwischen schwarzen zitternden Sicheln.

Dort drüben der einsame Hahn, was der nur hat? Er steht, lang und schmal, und sichert zum Hochmoor hin. Von dort her, über das unendliche ebene Moos kommt es heran. Riesige Schwingen rudern und wuchten, schlagen im Rhythmus die diesige Luft.

Kraniche.

Vier Kraniche, grau, über dem braunen Moor. Sie erheben sich, schwenken im Halbkreis, verhalten, lassen die langen Ständer hängen, senken die Hälse und — fallen mitten zwischen den Birkhähnen ein.

Alles ist verstummt. Die Kraniche sichern — es sind keine zehn Schritte bis zu meinem Schirm. Zwei sehen sich an, der dritte wendet den Kopf dem Moore zu und der vierte stelzt mit langem Schritt noch näher an den Schirm heran.

Die Birkhähne streichen ab. Einer nach dem andern. Räumen den Platz.

Plötzlich laufen alle vier Kraniche durcheinander. Sie springen, weiten die Schwingen, jagen sich. Jetzt streckt das eine Weibchen den Hals und beugt die Stände — in dem Augenblick springt ihr das Männchen auf den Rücken. Dann streichen sie ab. Wieder schlagen die grauen Schwingen, weiter und weiter, sie flimmern durcheinander und verrinnen im bläulichen Morgendunst.

Ich verlasse den Schirm. Der Osten rötet sich, die Sonne naht. Der Moorschneehahn, der am Hochmoorrand in den Krüppelweiden sein heiseres Balzgelächter erschallen ließ, ist verstummt. Kiebitze taumeln über den Sumpfwiesen, in der Ferne ruft der Ringeltauber.

Ich kehre zu Mascha zurück. Überall flöten die Singdrosseln, singen die Lerchen. Die Erde dampft. Die gelbe Bachstelze ist auch schon da. Sie trippelt am Wassergraben entlang und wippt mit dem Schwanz. Ich besteige die Bretidroschke und fahre heim, während der kupferrote Sonnenball über dem endlosen Hochmoor aufsteigt.

Geigenhimmel.

Weil ich die Hoffnung aufrecht halte,
Wo alles Hoffen eitel scheint,
Und mir das Leben froh gestalte,
Als hätt' ich nie ein Glück beweint,

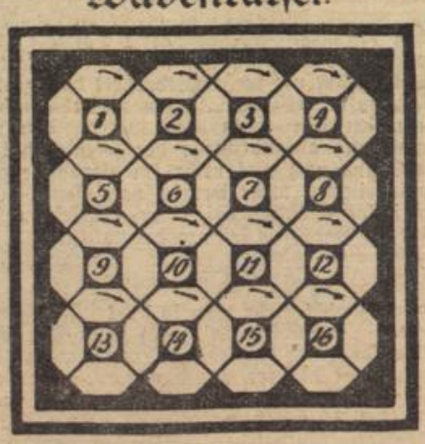
Sprecht ihr verächtlich über Geigen,
Die hoch an meinem Himmel hingen,
Ich wüßte nur von Spiel und Reigen
Und lauschte nur auf Schellenklingen.

Ich weiß von Leiden, Kummer, Sorgen,
Und kenne unsrer Tage Last,
Und trag, wie alle, ganz verborgen,
Ein Bündel, wie auch du eins hast. —

Und hängt mein Himmel voller Geigen!
Sie spielen mir die Seele rein.
So richte dir, soll's Elend schweigen,
Auch einen — Geigenhimmel ein!

Joseph Quetsch.

Wabenrätsel.



Die Wörter beginnen beim Pfeil und laufen rings um das schwarze Nummernfeld: 1. Nummer. 2. Weiblicher Vorname. 3. Gesellschaftsabkürzung. 4. Teil der Milch. 5. Menschliches Organ. 6. Nachtvogel. 7. Farbton. 8. Ungefüllt. 9. Hülsengewächs. 10. Italienische Münze. 11. Weiblicher Kosename. 12. Blasinstrument. 13. Reiselegitimation. 14. Insel der Hebriden. 15. Römischer Kaiser. 16. Teilzahlung.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 101: Waagerecht: 1. Apolda. 5. Le. 6. Aal. 7. SO. 8. Du. 10. Ase. 11. La. 12. In. 13. Ur. — Senkrecht: 2. Plauen. 3. Oel. 4. Dessau. 6. Ad. 8. De.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.